

Der Sumpf der Soziologie

Barbara Kuchler

Wer ein sozialwissenschaftliches Fach studiert – Soziologie, Politikwissenschaft, Pädagogik, Geschichtswissenschaft o.ä. –, wird vermutlich mit großer Neugier in sein Studium gehen, mit dem Willen herauszufinden: Wie funktioniert die soziale Welt? Wie hängt das alles zusammen? Was sind die Gesetze, nach denen es funktioniert? Was sind die theoretischen Konzepte, die es verständlich machen? Typischerweise wird man nach einigen Semestern deutlich frustriert sein. Die Erfahrung ist: Man weiß jetzt noch weniger, wie die Welt funktioniert, es stellt sich keine Klarheit, eher noch größere Unklarheit ein, und das gewählte Fach bleibt ein unüberschaubarer Wust von Texten, Theorien, Ansätzen, Studien, Daten, Begriffen, der zwar nicht verständlicher, wohl aber viel langweiliger wirkt als vor Beginn des Studiums.

Woher kommt diese Erfahrung? Sie fällt mit so großer Regelmäßigkeit an, dass es unsinnig wäre, sie auf Fehler und Defizite des oder der einzelnen Studierenden zuzurechnen. Sie hat vielmehr mit der Natur des studierten Faches zu tun. Der vorliegende Text ist speziell mit Blick auf das Fach Soziologie geschrieben; die Lage in anderen sozialwissenschaftlichen Fächern dürfte aber ähnlich sein, wenn auch vielleicht etwas weniger ausgeprägt. Die angemessene Reaktion ist also, anlässlich dieser Erfahrung etwas über die Natur des Faches zu lernen. Sie besagt mehr über den objektiven Charakter der Soziologie als über die je eigenen Kompetenzen und Inkompetenzen. Nach einer solchen Reflexion kann man sich dann nochmal mit größerer Schärfe und Präzision die Frage stellen, ob man ein solches Fach wirklich studieren will oder nicht.

Verloren im Sumpf

Meine Antwort auf die Frage nach der Natur des Faches Soziologie (und abgeschwächt: anderer Sozialwissenschaften) lautet: Die Soziologie ist ein Sumpf. Entgegen dem äußeren Anschein ist ein Fach dieses Typs kein fester Bestand von Daten und Wissens-elementen, auf die man sich verlassen kann, es liefert keinen Grund, auf dem man sicher stehen kann. Es zieht einen vielmehr auf höchst trügerischen Grund: auf einen morastigen Boden, in dem man einsinkt und bestenfalls tastend herumwaten kann; vor eine hängende Blätterwand, die zurückweicht, sobald man sie festzuklopfen versucht; in ein Dickicht mit tausend Wegen, die allesamt keine klare Richtung haben, sondern nur in unabsehbare Windungen und Schleifen führen. Es gibt in diesem Sumpf kein Zentrum, von dem aus man die Landschaft überblicken könnte, kein Ziel, auf das es sich lohnen würde zuzugehen, und nicht einmal einen Wegweiser, der einem die Richtung anzeigt.

Das Maximum, das man erreichen kann, ist, dass man nach einigen Jahren bestimmte Zonen im Sumpf gefunden hat, wo man sich wohler fühlt als in anderen und wo man sich halbwegs

am richtigen Fleck fühlt. Bis man sich wirklich sicher fühlt, bis man das Fach hinreichend beherrscht und nicht mehr das Gefühl hat, dass überall etwas Neues und Unbekanntes lauert und dass das, was man weiß, nur ein winziger und zufälliger Ausschnitt des Ganzen ist, dauert es zehn oder zwanzig Jahre. Das heißt: Es liegt für die meisten Studierenden außerhalb ihres Zeithorizonts. Das ist kein Witz und keine Übertreibung, sondern die aufrichtig berichtete Erfahrung der Autorin und vieler anderer Soziologen.

Warum ist das so? Es liegt zunächst daran, dass die Soziologie ein multiparadigmatisches Fach ist, salopper gesagt: ein Bauchladen oder ein „Wühltisch“ an Theorien und Methoden (Abbott 2000: 297). Es gibt nicht *das* gültige Wissen, sondern viele verschiedene Theorien, Ansätze, Denkschulen, von denen jede etwas anderes sagt, jede andere Grundannahmen und eine andere Perspektive auf Welt hat, und jede in mehr oder weniger heftigem Kampf mit anderen steht. Jeder Begriff bedeutet in jedem Theoriekontext etwas anderes: „Interaktion“ ist bei Simmel etwas anderes als bei Goffman, „Kommunikation“ ist bei Habermas etwas anderes als bei Luhmann, und „Macht“ ist bei Weber etwas anderes als bei Foucault, und bei Foucault etwas anderes bei Luhmann. Jede Herangehensweise wird durch andere, inkompatible konterkariert; wo die einen mit Begriffen und Theorien arbeiten, arbeiten die anderen mit Daten und Methoden, und jede Seite hat für die andere nur Verachtung übrig. Was man in einem Semester bei einem Dozenten gelernt hat, gilt im nächsten Semester beim nächsten Dozenten schon nicht mehr. Was für den einen eine fundamentale Einsicht ist, ist für den anderen Quatsch. Die Frage, wie es nun „wirklich“ ist und was „richtig“ ist, bleibt unbeantwortbar (Collins 2001; Davis 2001).

Weiter sind Soziologie und andere Sozialwissenschaften „weiche“ Fächer, die vorrangig mit verbalen Mitteln, mit Begriffen und Gedankenkonstrukten arbeiten. Harte Daten, Fakten, Formeln spielen hier nur eine relativ geringe Rolle, jedenfalls nicht die haltgebende, rahmengebende Rolle wie in den Naturwissenschaften. Weiche Fächer scheinen auf den ersten Blick leichter zu studieren als harte, und für viele Studierenden ist das mit ein Grund für ihre Studienfachwahl, weil sie sich durch den technisch-mathematischen Charakter von Naturwissenschaften abgeschreckt fühlen. In gewisser Weise ist aber das Gegenteil der Fall: Weiche Fächer sind auf die Dauer *schwerer* zu studieren als harte, weil sie eben diesen Sumpfcharakter haben: weil sie keinen Widerstand, keine Führung bieten, kein festes Lernpensum, das man – wenn auch mühsam und unter Qualen – abarbeiten könnte, keine Anhaltspunkte, um festzustellen, was man gelernt hat und was einem noch fehlt, was man kann und was nicht. Ihre Weichheit ist nicht von der kuschligen Art, wie die eines Kissens, in das man sich schmiegt. Sie ist eher von der Art eines Puddings, den man an die Wand zu nageln versucht.

Lernen geschieht hier nicht in klar definierten Schritten, sondern eher durch ein langsames Hineinstolpern. Es gibt keine einfach zu lernenden Definitionen und Arbeitstechniken, keine klaren Aussagen, kein eindeutiges Richtig oder Falsch, keine wohldefinierten Lernschritte und Übungsaufgaben. Es gibt fast nie Sätze, die eindeutig falsch sind – bestenfalls sind Sätze irgendwie lasch, schlapp, nichtssagend, banal, unscharf, ungeschickt, undurchdacht.

Für Studierende herrscht deshalb ein struktureller Mangel an Feedback über den erreichten Lernstand (Bock 2004). Man merkt nicht, wenn man Dinge nur sehr ungefähr und unzureichend versteht, wenn man sich nicht auf dem Niveau bewegt, das von Dozenten erwartet wird. Dies ist ein deutlicher Unterschied zu härteren Fächern wie, sagen wir, Chemie oder Jura: Wenn von „Phenolformaldehyd“ oder „Fortsetzungsfeststellungsklage“ die Rede ist und man nicht weiß, was das ist, merkt man das und sieht, man muss

nachschießen oder nacharbeiten. In Fächern wie Soziologie aber können weder die Lehrenden noch die Studierenden selbst klar feststellen, ob sie den nach zwei, vier oder sechs Semestern erwarteten Kenntnisstand haben oder nicht, und dieser Kenntnisstand selbst ist extrem unklar definiert. Allenfalls sind Dozenten diffus unzufrieden mit den Leistungen von Studierenden und vermissen eine vage gefühlte Fähigkeit, sich auf bestimmten intellektuellen Niveaus auszudrücken, ohne dass einem aber jemand klar und hilfreich sagen könnte: „Sie haben x nicht gelernt und y nicht verstanden, wiederholen Sie das.“

Das Schöne an Fächern dieses Typs ist: Hier darf man *denken*. Das ist der Grund, warum man trotz allem in solchen Fächern glücklich sein kann. Da es kein standardisiertes Wissen gibt, kann und muss man die Dinge selbst durchdenken, selbst Schlüsse ziehen, sich selbst fragen, was einen überzeugt und was nicht, die Dinge im Kopf selbst zusammenfügen. Für manche ist das ein Traum, ein Himmel intellektueller Betätigungsmöglichkeit. Für andere ist es eher die Hölle oder jedenfalls ein schlecht vorbereiteter und schlecht geführter Trip, bei dem man ständig auf den Führer sauer ist.

Was tun?

Was ist zu tun, wenn man feststellt, dass man sich in einem solchen Fach befindet? Mit der unstrukturierten Komplexität eines solchen Faches kann man nur fertigwerden, wenn man irgendeine Reduktion wählt. Komplexität und Komplexitätsreduktion gehören zusammen, das gehört zu den gesicherten Wissensbeständen der Soziologie. Man braucht irgendeine, immer mehr oder weniger willkürliche Art, sich das Feld zu vereinfachen, einen Pfad durch das Dickicht zu finden, irgendwo anzufangen und ein bisschen Licht ins Dunkel zu bringen. Man läuft dann gewissermaßen auf einer Planke durch den Sumpf, hat irgendwo schon einmal festen Halt unter den Füßen und kann sich von dort aus vorsichtig in andere, noch unbekannte Zonen vortasten. Dafür gibt es mehrere Möglichkeiten, von denen hier zwei genannt und Studierenden ans Herz gelegt werden sollen.

Möglichkeit 1: Studieren bei Personen. Es war lange Zeit üblich, dass man „bei Hegel“ oder „bei Müller-Stoltzenkamp“ studiert. Personbindung führt dazu, dass bestimmte Dinge gelten, sich wiederholen, sich setzen und im Gedächtnis festigen können. Sie erspart dem Studierenden das anomische Gefühl, dass es nichts Verlässliches gibt und alles nur ein Stochern im Nebel ist. Nicht zu unterschätzen sind außerdem die Chancen einer persönlichen Beziehung zu einem Dozenten, der einen kennt und einem bei Bedarf persönlich weiterhelfen kann. Der Nachteil des personorientierten Studiums ist natürlich die inhaltliche Enge, die sich daraus ergibt, dass man nur die Sicht einer Person kennenlernt. Aber wenn es einem zu eng wird, kann man ja nach einiger Zeit ausbrechen und anderswohin aufbrechen.

Die Strategie des personorientierten Studiums ist durch die Verschulung der Bachelor- und Master-Studiengänge erschwert, aber nicht restlos verunmöglicht worden. Deshalb gilt: Wenn man einen Dozenten gefunden hat, den man gut findet, sollte man in den nächsten Semestern so viele Seminare wie möglich bei ihm belegen. (Wie das mit der Studienordnung kompatibel zu machen ist, dazu gleich.) Themen sind im Vergleich dazu relativ unwichtig. Bei

einem guten Dozenten ist fast jedes Thema interessant, und umgekehrt: das interessanteste Thema nützt nichts, wenn einem der Dozent nicht liegt.

Möglichkeit 2: Mut zur Vertiefung und Spezialisierung. Wenn man ein Themenfeld gefunden hat, das einen besonders interessiert, stürze man sich hinein, ergründe es in all seinen Tiefen und Untiefen, schöpfe die dort vorhandenen Lernmöglichkeiten aus. Man braucht keine Angst davor zu haben, zu eng zu studieren. Wissenschaft geht immer in die Tiefe; erst in der Tiefe der Beschäftigung mit einem Thema erschließen sich die eigentlichen Probleme, begreift man, wie die Sache eigentlich funktioniert. Selbst wenn man viele Themenfelder interessant findet und nicht sicher ist, ob man sich mehr für Organisationssoziologie oder mehr für Migrationssoziologie, mehr für Praxistheorie oder mehr für Ungleichheitsforschung interessiert, kann es besser sein, eins dieser Felder intensiv zu studieren als alle zugleich ein bisschen.

Man kann hier gern auch zufällige Entscheidungshilfen nutzen: Wenn Ihr Lieblingsdozent Organisationssoziologie macht, dann machen Sie eben Organisationssoziologie. Im Leben passieren die meisten wichtigen Dinge durch Zufall (das ist für einen modernen Menschen schwer zu akzeptieren, aber wahr), und es gibt im Leben immer mehr Möglichkeiten, als man realisieren kann. Die Autorin dieses Textes beispielsweise ist Systemtheoretikerin, weil sie im ersten Semester an einen guten Systemtheoriedozenten geraten und dort hängengeblieben ist. Sie hätte ebenso gut einige Semester später an jemand anderen geraten können und wäre dann jetzt Rational-Choice-Theoretikerin. Das ist im Übrigen mit anderen wichtigen Dingen im Leben – Partnerwahl, Wohnortwahl usw. – nicht anders.

Leider stehen solchen sachadäquaten Studienstrategien einige Hindernisse im Weg. Dazu gehört an erster Stelle oftmals die formale Studienordnung. Diese suggeriert erstens einen klaren modularen Aufbau des Studiums, der in Wirklichkeit nichts existiert. Der tatsächliche geistige Aneignungsprozess ist unvermeidlich wild, ungeordnet, tastend, kreisend, in Schleifen sich bewegend. Es kann keine Rede davon sein, dass man im zweiten Semester ein für allemal „soziologische Theorie“ lernt, um sich dann im dritten Semester „sozialen Problemen“ oder „sozialem Wandel“ zuzuwenden; in Wirklichkeit hängt alles mit allem zusammen, oder nichts mit nichts. Zweitens zwingt die Studienordnung Studierende in ein Korsett aus Modulen und Leistungspunkten, das es erschwert, Veranstaltungen nach Interesse oder nach Person zu wählen und überhaupt erst eigene Interessen zu entwickeln. Studierende werden damit zum Opfer eines institutionellen Widerspruchs. Einerseits finden die Lehrenden es nicht gut, wenn Studierende nur mechanisch die Studienordnung abstudieren; andererseits lässt das System es kaum zu, dass man eigene Interessen entwickelt. Soziologen wissen seit langem von der Allgegenwärtigkeit von Rollenkonflikten, d.h. widersprüchlichen Anforderungen an den Träger ein und derselben Rolle. Dies ist ein erstklassiges Beispiel dafür.

Manchmal kann man Koalitionen mit willigen Lehrenden bilden, um die Rigiditäten der formalen Studienordnung punktuell zu umgehen. Hierzu muss man sich klarmachen, dass Dozenten normalerweise nicht hinter der Studienordnung stehen wie Soldaten hinter ihrem König. Es gibt viele Lehrende, die die Studienordnung ihres Faches entweder nicht kennen oder aberwitzig finden, bestenfalls ein notwendiges Übel, und die durchaus bereit sind, bei der partiellen Umgehung oder flexiblen Auslegung der Studienordnung behilflich zu sein. Will man etwa ein Seminar besuchen, das in einem schon absolvierten und nicht mehr verbuchungsfähigen Modul liegt, so kann man den Dozenten fragen, ob er informell eine Anrechnung für ein anderes Modul möglich machen kann. Ein erfahrener und gewitzter

Dozent wird einen Weg dafür finden. In jedem Fall kann man davon ausgehen, dass Dozenten sich freuen und positiv reagieren, wenn Studierende aus schierem Interesse ein Seminar besuchen wollen, oder wenn sie wiederholt beim selben Dozenten auftauchen. Es gibt ein Leiden an der Studienordnung auf beiden Seiten, bei Lehrenden wie bei Studierenden (Kühl 2015).

Ein weiteres Hindernis auf dem Weg in ein sinnvolles Studium ist der diffuse, von vielen Seiten ausgeübte Druck, möglichst schnell, effizient und zielgerichtet zu studieren. Dies mag in manchen Studiengängen wie etwa „International Business Management“ sinnvoll sein. In weichen, wilden, multiparadigmatischen Fächern wie Soziologie ist diese Haltung unsinnig und kontraproduktiv. Es geht hier nicht um die Aneignung eines abrufbaren Wissensschatzes, sondern um das Hineinfinden in ein geistiges Universum oder eine Diskurswelt, die ohne Zeit, Muße, Irrwege, Wagnisse, Ausprobieren, ohne „Narrenfreiheit“ nicht erschlossen werden kann. Soweit Studierende von BAFÖG-Finanzierung abhängig sind, können sie die Zeit und Erkundungsfreiheit ihres Studiums nicht beliebig ausdehnen, sondern sind auf extern gesetzte Grenzen angewiesen. Studierende mit freier Finanzierung aber können und sollten sich von der Vorstellung einer vorgesehenen Regelstudienzeit lösen und in dieser Hinsicht ganz entspannt an die Sache herangehen. Es handelt sich um einen geistigen Prozess, der die Zeit braucht, die er eben braucht, und auf die Umwege und Abwege führt, auf die er eben führt. Es gibt keine stromlinienförmige Soziologie, und es hat noch niemand geschafft, auf kurzen Wegen und in glatten Prozessen Soziologie zu werden.

Man lasse sich hier auch nicht irritieren durch den Vergleich mit Gleichaltrigen, die kein Problem damit haben, ihr Studium in der Regelstudienzeit abzuschließen. Es gibt mengenweise Studienfächer – beispielsweise „Gesundheitsförderung“ oder „Soziale Arbeit“ –, die sich tatsächlich realistisch in der Regelstudienzeit studieren lassen. Das liegt daran, dass Fächer dieses Typs keine *wissenschaftlichen Disziplinen* sind, sondern reine *Studiengänge* – also Lernprogramme, die extra für Zwecke des Studiums zusammengestellt worden sind. Ein Lernprogramm, das für ein dreijähriges Studium zusammengestellt worden ist, kann man dann auch in drei Jahren abstudieren. Soziologie ist aber kein solches Lernprogramm. Sie ist eine wissenschaftliche Disziplin und nur nebenher auch ein Studiengang. Und sie ist eben leider eben sogar eine wissenschaftliche Disziplin, die sich gegen die Zuschneidung auf ein wohlgeformtes Lernprogramm hartnäckig sperrt. Der Unterschied zwischen diesen beiden Typen von Studiengang für Studierende kaum zu erkennen. Er ist aber ein Unterschied ums Ganze.

Angesichts dieser unordentlichen und vielleicht entmutigenden Lage kann man Studierenden nur raten, zu entspannen, loszulassen, sich über gelegentliche Gefühle von Verwirrtheit und Verlorenheit keine Sorgen zu machen und mit Energie und Entschlossenheit auf die Inhalte loszugehen, die einen interessieren. Man wird – mit etwas Geduld und Frustrationstoleranz – nach einigem Herumstapfen im Sumpf doch Fortschritte machen. Man wird Dinge wiedererkennen, ein Gespür für die Fachsprache entwickeln, an einzelnen Themen einen gewissen Wissensstand und eine beginnende Urteilsfähigkeit ausbilden. Vielleicht hilft schon die Einsicht in die Objektivität und Allgemeinheit des Problems, um sich ein bisschen von Problemdruck zu entlasten. Studierende haben mit so vielen Problemen zu kämpfen – Ankommen in einer neuen Stadt, Aufbau eines Freundeskreises, Nebenjob usw. –, dass es oft schwer ist, verschiedene Probleme voneinander zu trennen. Den spezifischen Anteil des Problems „Sumpfcharakter des Faches“ zu erkennen, mag dann schon in gewissem Maß Beruhigung geben.

Literatur

Abbott, Andrew, 2000: Reflections on the Future of Sociology, in: Contemporary Sociology 29: 296–300.

Bock, Klaus-Dieter, 2004: Seminar-/Hausarbeiten als Trainingsfeld für wissenschaftliche Kompetenzen. Bielefeld: Universitätsverlag Webler.

Collins, Randall, 2001: Why the Social Sciences Won't Become High-Consensus, Rapid-Discovery Science, in: S. Cole (Hrsg.), What's Wrong with Sociology? New Brunswick: Transaction Press, S. 61–84.

Davis, James, 2001: What's Wrong with Sociology?, in: S. Cole (Hrsg.), What's Wrong with Sociology? New Brunswick: Transaction Press, S. 99–120.

Kühl, Stefan, 2012: Der Sudoku-Effekt. Hochschulen im Teufelskreis der Bürokratie. Bielefeld: transcript.